

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

27.2.1927 (No. 9)

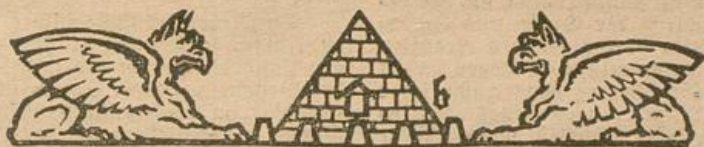
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 9



27. Febr. 1927

Friedrich Noack / Friedrich Maler zum Gedächtnis.

Es sind nun gerade hundert Jahre vergangen, seit Friedrich Maler, dem die Vereinigten Sammlungen zu Karlsruhe einen ansehnlichen Teil ihres wertvollsten Bestands an kunstgewerblichen Altertümern verdanken, in Rom eingezogen ist, um nach damals herrschendem Brauch auf dem klassischen Boden seine künstlerische Ausbildung zu vollenden, die er in der Heimat unter Weinbrenners Anleitung begonnen hatte. Die erste italienische Reise ist für seine spätere Laufbahn entscheidend geworden, sie ist die notwendige Voraussetzung für sein Wirken und seine Erfolge im Dienst seines engeren Vaterlandes gewesen.

Maler war kein Jüngling mehr, als er die Reisen zum Studium alter Baudenkmäler antrat. In Müllheim am 27. Oktober 1799 geboren, hatte er seinen ersten Unterricht in Freiburg und Karlsruhe genossen, war 1816 als Junker in das 2. Dragonerregiment eingetreten, mußte aber die militärische Laufbahn 1823 aufgeben, nachdem er durch einen Sturz mit dem Pferd eine Verletzung des rechten Ellbogengelenks erlitten hatte. Als Leutnant beurlaubt, begann er das Studium der Architektur; Weinbrenner war bis zu seinem Tod 1826 Malers verehrter Lehrer. Mit dem Rang eines Rittmeisters in den Ruhestand versetzt, trat er im April 1826 seine Auslandsreise an, die ihn über Paris, England und Südfrankreich nach Italien führte. Daß er in Rom seine Zeit fleißig anwandte, beweist das Ausleihejournal der dortigen 1821 begründeten Deutschen Bibliothek, die er vom Januar 1827 bis April 1828 häufig benutzt hat. Im Spätsommer des letzteren Jahres kehrte er nach Karlsruhe zurück, aber nur, um sich zu einer Reise nach Spanien zu rüsten, die von November 1828 bis Februar 1830 dauerte. Die Frucht dieser Reise sollte ein Werk über spanische Baudenkmäler sein, von dem aber nur das erste Heft erschienen ist. Diese Veröffentlichung erwarb ihm eine Anerkennung vonseiten des Großherzogs Leopold, der ihm die Goldene Medaille für Kunst und Gewerbesleiß verlieh und ihm zeitweilig ein gnädiges Wohlwollen erzeigte hat. Die Hoffnung Malers, eine staatliche Anstellung im Bausach zu erhalten, erfüllte sich indessen nicht, dagegen hatte seine Bewerbung um den Posten des badischen Geschäftsträgers in Rom Erfolg, nachdem Freiherr von Gremy, der mit der diplomatischen Vertretung Württembergs auch die Badens und Hessens vereinigte, im Herbst 1833 die Ewige Stadt verlassen hatte. Da von da an Württemberg und Hessen auf die Gemeinsamkeit der diplomatischen Vertretung mit Baden verzichteten, wäre Maler, der die Ernennung von Großherzog Leopold erhielt, allein auf das bescheidene badische Gehalt und seine Militärpension angewiesen geblieben, wenn er nicht noch eigene Mittel hätte zusehen können. Mit der Rangerhöhung zum Rittmeister à la suite der Kavallerie trat er im Juli 1834 die Reise zu seiner neuen Bestimmung an und traf am 5. Juli in der ihm bereits vertrauten päpstlichen Hauptstadt ein. Bei seiner Antrittsaudienz am 15. Juli ereignete sich ein kurioser Zwischenfall, den er als übles Vorzeichen hätte nehmen können. Papst Gregor XVI. glaubte, als ihm der badische Geschäftsträger gemeldet wurde, er habe es mit Frhr. v. Gremy zu tun, der sich noch nicht persönlich verabschiedet hatte, und redete Maler mit den Worten an: „Es hat Ihnen leider bei uns nicht gefallen, Sie wollen uns schon wieder

verlassen.“ Maler hatte nichts eiliger zu tun, als den Irrtum aufzuklären und den Papst zu versichern, daß er in Rom vielmehr am Ziel seiner Wünsche sei.

In der Tat ist die neunjährige Geschäftsträgerei hinsichtlich befriedigenden Wirkens die glücklichste Zeit in Malers Leben gewesen, wenn sie auch ein für ihn unerfreuliches und tränkendes Ende gefunden hat. Politische Geschäfte hatten ihm während dieses Abschnitts wenig Sorge zu machen und er konnte ganz seinen Neigungen und Fähigkeiten gemäß sich mit den Dingen beschäftigen, die den einzigartigen Reiz Roms besonders in jenen Jahren ausmachten, als Künstler und Gelehrte aus aller Welt dort zusammenströmten, um die unermesslichen Kulturschätze der Vergangenheit zu heben. Die persönliche Zusammensetzung des diplomatischen Korps beim St. Stuhl war damals die denkbar glücklichste, die deutschen Staaten waren ausnahmslos durch Männer von lebhaften geistigen Interessen vertreten, einige darunter besaßen eine gründliche wissenschaftliche Bildung. Der preussische Gesandte Bunsen und der hannoversche Kestner hatten wenige Jahre zuvor das Archäologische Institut ins Leben gerufen, an dessen Arbeiten auch Maler eifrig teilnahm. Mit August Kestner, dem Sohn von Goethes Lotte, dessen Bekanntschaft er schon während seinem ersten Aufenthalt am Tiber gemacht hatte, verband ihn bald eine herzliche Freundschaft, wofür das Kestner-Museum in Hannover noch hübsche Zeugnisse bewahrt in den von Kestner selbst gezeichneten Bildnissen Malers (1841) und seiner beiden Kinder (1848/49). Damalige Leuchten der Altertumskunde und der Kunstkennerenschaft wie der Altmeister Eduard Gerhard, Frdr. Gottlieb Weicker, Emil Braun, Anselm Feuerbach, Diefried Müller, Sulpiz Boisserée, H. W. Schulz, der Historiker Ernst Curtius und der Aesthetiker F. Th. Vischer trafen auf dem Boden Roms mit ihm in näheren Verkehr und Gedankenaustausch. In diesen Kreisen reiften Malers Kenntnisse und Urteil über Altertümer und erhielt seine Sammellust immer neue Anregungen und Förderung. Kein geringerer als Diefried Müller rühmte 1839 seine schöne Sammlung von Bronzerüstungen aus Grabfunden Apuliens. Schon ein Jahr nach seiner Niederlassung in Rom hat Maler für den Minister v. Fürchheim in Neapel Vasen etruskischer Herkunft erworben, und der Beifall, den diese Stücke in der Heimat fanden, bewog den Großherzog Leopold, ihm im Spätsommer 1837 den ehrenvollen Auftrag zum Ankauf süditalienischer Vasen zu erteilen. Zu diesem Zweck wurde ihm eine besondere Beglaubigung bei der Regierung beider Sizilien ausgestellt, und im September 1837 reiste er in Begleitung des jungen Historikers Felix Papencordt von Rom ab. Die Ausführung des Auftrags schien zuerst auf große Schwierigkeiten zu stoßen, da die italienischen Regierungen eifersüchtig darauf bedacht waren, wertvolle neue Funde an Altertümern möglichst im Lande zu behalten. Der bourbonische Minister St. Angelo empfing den Abgesandten Badens mit den entmutigenden Worten: „Ich würde mein Land verraten, wenn ich die schönsten Vasen, die man jemals im Königreich Neapel gefunden hat, ins Ausland gehen ließe.“ Wenn es dennoch Maler gelang, über den Minister einen Sieg davonzutragen, auf den er zeitweilig stolz war, so verdankte er es nach

seinem eigenen Eingeständnis zum Teil der Cholera, die in jenem Jahr nicht nur den Regierungen in Rom und Neapel schwere Sorgen und Kosten bereitete, sondern auch den Fremdenbesuch aus den nördlichen Ländern und damit die Konkurrenz auf dem Markt verminderte. Durch diese zufällige Begünstigung durch das Schicksal wird aber Malers Verdienst nicht geschmälert, der mit tüchtiger Sachkenntnis, großer Geschicklichkeit und unermüdetlicher persönlicher Mühewaltung an verschiedenen Orten Unteritaliens und Siziliens die Kaufverhandlungen bis in den Spätsommer 1838 zu glücklichem Ende führte. Von dem Oberst Lambertini erwarb er die kostbarsten Vasen apulischer Herkunft, von dem Baron Pissani in Palermo den Hauptteil der Terrakotten und Figuren. Als er nach fast einjähriger Abwesenheit am 4. August 1838 wieder nach Rom kam, erregten die Erfolge seiner Bemühungen in allen Fachkreisen Aufsehen und Bewunderung. Boisseree rühmt in seinen römischen Tagebüchern die schöne Sammlung, die er mitgebracht hatte, und Berichte deutscher Zeitungen waren nicht minder des Lobes voll. Vornehmlich wurden einige Prachtstücke gepriesen, die heute noch Kleinodien des Karlsruher Museums sind, wie die Amphora von Ruvo mit der Darstellung der Unterwelt und des Kampfes Bellerophons mit der Chimäre, die Hydria von ebendort mit dem Urteil des Paris, sowie die Vase mit der Darstellung der Flucht des Odysseus aus der Höhle Polyphemus. Anfangs September reiste Maler nach Karlsruhe ab, um den erworbenen Schatz persönlich zu überbringen, die erforderlichen Restaurierungsarbeiten zu leiten und die Aufstellung der Stücke in dem neugegründeten Museum zu überwachen. Auch hier wurde ihm volle Anerkennung zuteil; Fachmänner wie der Heidelberger Professor Kreuzer, der den Erwerbungen Malers einige Monate später eine besondere Schrift gewidmet hat, der Münchener Thiersch und die Berliner Gerhard und Panoffa standen nicht an, zu erklären, daß die Vasensammlung hinsichtlich der Größe und Schönheit der Stücke vielleicht nur noch hinter derjenigen des Neapeler Museums zurückstehe, die Terrakottensammlung dagegen allen anderen Museen überlegen sei. Der Großherzog bewies ihm seine Zuneigung durch Verleihung des Ritterkreuzes seines Zähringer Löwenordens und versicherte ihm beim Abschied, wenn Maler eine Anstellung im Vaterland wünsche, so werde er dafür alles tun, was ihm möglich sei. Die Hoffnungen, die Maler an dieses Fürstentum zu knüpfen berechtigt war, sind allerdings später infolge von Personenwechsel in der badischen Regierung vereitelt worden.

Nachdem er am 21. Februar 1839 in Karlsruhe sich mit Mina Schwarz vermählt hatte, kehrte er über Frankreich auf seinen römischen Posten zurück. Am 18. März traf er wieder auf den Sieben Hügeln ein und bezog, nachdem er bisher in der Via Algetta 246 gewohnt hatte, nun eine Wohnung in dem weitläufigen

Palazzo Rospiaglio, Via Mazarino 16, wo er, von seiner lebenswürdigen Gattin unterstützt, noch vier Jahre lang ein gastliches Haus gehalten hat, in dem er diplomatische Kollegen, Gelehrte und Künstler empfing. Da die politischen Geschäfte ihn nicht viel in Anspruch nahmen, konnte er sich mit der weiteren Ausarbeitung seiner Studien über die spanischen Wandgemälde, vor allem aber mit dem Sammeln von Kunstwerken und Altertümern beschäftigen. Auch für Großherzog Leopold besorgte er noch Kunstgeschäfte, z. B. den Ankauf eines Gemäldes des umbrischen Meisters Minno, empfahl ihm 1840 die Erwerbung der Antiken der Herzogin von Sermoneta, die der Großherzog aus Mangel an verfügbaren Mitteln ablehnen mußte, und nahm sich der in Rom studierenden badischen Künstler Lotisch und Kirner an.

In diesem glücklichen römischen Dasein drückte ihn nur das Gefühl, daß von dem badischen Ministerium des Auswärtigen seine Tätigkeit und Stellung nicht nach Gebühr geschätzt wurde, obwohl er bei dem geringen Dienstverdienst in uneigennütziger Weise den standesgemäßen Aufwand ganz aus eigenen Mitteln bestritt. Eine Beschwerdeschrift, die er im Januar 1842 an den Minister v. Bittersdorf richtete, wurde aber sehr übel aufgenommen und hatte nur die Wirkung, daß man darauf dachte, den bürgerlichen Diplomaten ganz aus der Laufbahn zu entfernen. Ein Jahr später wurde die Vertretung in Rom als überflüssig aufgehoben und Maler mit Wirkung vom 1. Juli 1843 abberufen. Am 13. d. M. überreichte er dem Papst sein Abberufungsschreiben und kehrte dann mit seiner Familie und seiner reichen Privatsammlung nach Deutschland zurück. Der Abschied von Rom wurde ihm noch mehr verbittert durch den während der Reise in Mailand erfolgten Tod seiner Gattin, die ihn mit zwei Kindern im zartesten Alter zurückließ.

Da Maler sich fähig fühlte, seinem Vaterland noch gute Dienste zu leisten, so bewarb er sich im Vertrauen auf das Wohlwollen des Landesherrn im April 1844 um die Stelle eines Intendanten der Großherzoglichen Sammlungen, allerdings erfolglos; die Gegnerschaft im reaktionären Ministerium war wohl stärker als die Gnade des Großherzogs, der ihn zum Trost für die Enttäuschung 1846 zum Major befördert hat. Grollend zog Maler sich ins Privatleben, zuerst nach Baden-Baden, später nach München zurück. 1853 verkaufte er seine eigenen Sammlungen, antike Bronzerestaurierungen aus etruskischen und süditalienischen Gräbern, Gemälden u. a. mehr an das Museum zu Karlsruhe. 1875 verchied er auf einer Reise in Venedig, nachdem er ein Vermächtnis zugunsten der Ausbildung junger Architekten gemacht hatte. Wenn dem verdienstvollen Mann die Mittwelt nicht so vergolten hat, wie er erwarten durfte, so soll doch die Nachwelt ihm ein dankbares und ehrenvolles Andenken bewahren.

N. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief.

Ludwig Finkh ist von seinen Ahnenforschungen und seiner Fürsorge für das Auslandsdeutschtum zur Dichtung zurückgekehrt — eine frohe Botschaft! Das Prosjabuch, mit dem er uns beschenkt, ist weder als Roman, noch als Erzählung etikettiert: es heißt „Brüderbrunn“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) kurzweg. Es ist ein liebes, herzliches Buch, das im Gegensatz zu den überwiegenden Affanzereien der modernen Novellistik schlichte, edle Poesie gibt. Vom abgelegenen Bergdorf Alweind über dem Bodensee geht die Handlung, tief in das Leben der allewigen Natur eindringend, aus und mündet in Welkenwette. Zwischen zwei häuerliche Jungmänner, die Kleben an der Heimatscholle und Hinausstreben ins Unendliche in äußerlicher, aber doch nicht innerlicher Gegenfährlichkeit vertreten, ist das Müllerkind Brigitte, Brüderbrunn mit Rosenamen, gestellt, das, von beiden im Herzen getragen, beiden durch einen frühen Blammentod entzissen wird. Und das alles ist in kraft- und gemütvoller Volkssprache erzählt, die doch des Idells keineswegs entbehrt.

„Das proletarische Brautpaar, ein Volkslied in Prosa“ (bei Eugen Diederichs in Jena) ist das künstlerisch Reinste und Stärkste, was Karl Lieblisch bisher gelungen ist. Ein Tag unschuldigen Glücks und keuscher Liebe auf dem mit großer Lebendigkeit geschilderten Cannstatter Volksfest wird vom unmittelbar darauf folgenden Untergang im Barrikadenkampfe abgelöst. Um eine Verherrlichung des in der Novelle behandelten kommunistischen Aufruhrs ist es dem Dichter ganz und gar nicht zu tun; er hat es nur auf das rein Menschliche abgesehen, und es ist ihm in der Tat geglückt, uns auf den ehernen Schritt des Schicksals aufhorchen zu machen.

August Kämme zeigt sich in den beiden Bändchen „Das alte Kirchlein“ und „Sonnenstrahl“ (bei Eugen Salzer, Heilbronn) wieder als der reiche Volkschriftsteller und Kalendermann. Ganz im Schwäbischen verhaftet, voll warmer Heimatliebe, durchläuft er in Vers und Prosa, in Schriftdeutsch und Mundart alle Möglichkeiten des Stammeslichen. Bald heiter und schelmisch, bald ernsthaft und pädagogisch, pflügt er das schlichte Volkslied, die versifizierte Erzählung, das zum Singen einladende Schnadahüpfel, gibt er uns Skizzen und Stimmungsbilder, Geschichten und Anekdoten, Schwänke und Schurren. Er kennt genau die Grenzen seines Talents und versucht sie nicht großspuriger zu durchbrechen. Aber in seinem bescheidenen Bereich rückt er an Hebel's „Schatzkästlein“ heran. — Außerdem hat Kämme noch ein Bändchen

„Deutscher Volkslieder“ (bei Fleischhauer & Spohn, Stuttgart) ausgewählt, die leider nur in gar zu winzigen Lettern gedruckt sind.

Max Neuschle ist Lyriker durch und durch. Seinen „Theophilus“ betitelten „Legenden“ (bei Eug. Salzer, Heilbronn) fehlt die Einfachheit alter Heiligengeschichten. Stoff und Handlung sind nebensächlich, das Gefühl beherrscht alles im Bunde mit sprachlicher Schönheit. Andacht und Feierlichkeit walten in diesen, verschwiegenen Gottesverehrungen und Marienkult verherrlichenden Erzählungen, deren hauptsächlichster Gegenstand die nicht durch äußeres, sondern durch inneres Wunder erzeugte Wandlung der Seele ist — eine Wandlung, die sich nur im sinnlichen Glanz des Sündens vollziehen kann.

Während bei Neuschle das Mystische den Stoffen eingeboren ist, trägt es Auguste Supper in die ihrigen hinein. Sie hat ihren neuesten Band Erzählungen „Muscheln“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig) genannt, weil all die Geschichten eben so aufgeföhren seien, wie sie ihr das Leben herangespült haben. Aber sie hat mit der künstlerischen Form ihren eigenen Geist den schlichten Stoffen eingehaucht. Meist in bescheidenen Gesellschaftsschichten begibt sich das Wunderbare, mag nun jemand Falschkünste treiben oder das zweite Gesicht haben, oder mag gar der Heiland selbst unerkannt unter den Bewohnern des häßlichsten Stadtviertels wandeln. Ihre Ueberzeugungskraft muß sich auch denen mitteilen, die sich nicht gerne mit parapsychischen Problemen abgeben. Unter den acht Stücken des Buchs steht wohl „Die Magd im Walde“, worin tiefer Sinn sich mit märchenhafter Stimmung eint, am höchsten. Mit einem richtigen Märchenbuch hat uns Anna Schieber beschenkt: „Aber nicht weiter sagen!“ (Bärenreiter-Verlag zu Augsburg). Schon die 45 köstlichen Bändchen, die Bruno Goldschmidt dazu beigezeichnet hat, erwecken günstiges Vorurteil. Und die Dichterin läßt in der an hundert Abwechslung reichen Erzählung der Lust am Fabulieren freien Lauf. Das mag ihr als Gegengewicht zu strengerer Denkarbeit ein besonderes Bedürfnis gewesen sein. Das Ergebnis solcher ist in ihrem Buche „Aus den Gesprächen mit Martina“ (im selben Verlag) niedergelegt.

Andacht anderer Art, Hingabe an die Natur in fast Söbberlin'scher Ekstase, herrscht in Otto Neuschle's „Aufzeichnungen“. „Im Wandel der Landschaft“ (mit Federzeichnungen von Martha Belsch, Alexander Fischer, Verlag, Tübingen). Er geht dem Ge-

heimnis der Landschaft, insbesondere der schwäbischen, nach, der er eine Seele zuspricht wie dem Menschen. Er zeigt die ganze Natur in poetischer Verklärung, und seine klangvollen Prosahildierungen verraten den Lyriker Seite um Seite.

Bruno Frank hat das Beste aus den beiden Novellen-Sammlungen „Gesichter“ und „Bisam“ zu einem Bande „Erzählungen“ vereinigt (Ernst Rohwolt, Verlag, Berlin). So ist gewissermaßen eine Musterkarte seines epischen Könnens entstanden. Man darf bei ihm sicher sein, daß er sich nie ins Triviale verliert, und vielmehr immer etwas Ausgewähltes und Leckeres vorzieht. Seine an Dostojewski und andern erstklassigen Meistern geschulte psychologische Kunst und seine von Thomas Mann beeinflusste virtuose Darstellungsgabe bewähren sich an den verschiedensten Stoffen, und er bestreift von neuem, daß der Mann von Welt immer als Erzähler dem Stubenhocker überlegen ist.

Mondanes haben die „Geschichten aus einem Waldschulhaus“, die uns Anna Haag mit der Ueberschrift „Die vier Rosenkinder“ (bei Eugen Salzer in Heilbronn) erzählt, schon ganz und gar nicht an sich; aber auch sie greift in das volle Leben hinein, wenn auch nur in ein anspruchsloses und verborgenes. Die Verfasserin trägt ihre aus eigener Erfahrung und Beobachtung erwachsenen Kindergeschichten in nettem und munterem Tone vor, frisch vom Herzen weg, um die literarische Geste unbekümmert. Lustige Streiche, Unfälle, Krankheiten bestreiten vorwiegend den Inhalt dieser sich zugleich an das Gemüt wendenden Kleinmalerie.

Hilde Kurz hat dem Gedächtnis an ihren Vater nunmehr auch ein solches an ihre Mutter (bei Rainer Wunderlich, Tübingen) in bescheidenerem Ausmaß hinzugefügt. Wieviel auch töchterliche Liebe, Verehrung und Dankbarkeit an dem Erinnerungsbild idealisiert haben mag, es bleibt doch der Eindruck einer eigenartigen und ansehnlichen Persönlichkeit. Ueberraschend ist die Entdeckung, daß Frau Marie Kurz auch Dichterin gewesen ist, wenngleich ohne schöpferische Gestaltungskraft, so doch mit warmem und starkem Empfinden und mit angeborenem Formtalent. Die zahlreichen Proben aus ihrem poetischen Tagebuch, die in den Text eingestreut sind, legen davon Zeugnis ab. Gleichzeitig hat Hilde Kurz eine Auswahl aus den Dichtungen ihres Vaters Hermann Kurz unter dem etwas bescheidenen Titel „Innerhalb Eiters“ (im selben Verlag) veröffentlicht, der im Vorwort erklärt und gerechtfertigt wird.

Unter den vielen merkwürdigen Gestalten, die das absolutistische Württemberg des 18. Jahrhunderts gezeitigt hat, stricht der Jude Süß Oppenheimer absonderlich hervor. Ihn als „großem Finanzier und galantem Abenteuerer des 18. Jahrhunderts“ hat Dr. Curt Elvenspöck, der Dramaturg des Stuttgarter Landestheaters, ein bemerkenswertes, mit zahlreichen Bildern und Nachbildungen zeitgenössischer Dokumente geschmücktes Buch (Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart) gewidmet. Er hat aus reichem, gedrucktem und handschriftlichem Material geschöpft, darunter die Prozeß- und sonstigen Akten des württembergischen Staatsarchivs, die sich ihm zum ersten Male vollständig erschlossen haben. Auf Grund dieser Quellen hat Elvenspöck ein in allen wesentlichen Zügen sichhaltendes Bild des Juden und seiner Umwelt entworfen — ein Bild, das uns in die Sitten- und Lebensverhältnisse jener Zeit erschreckende Einblicke gewährt. Der Verfasser hat, unter Verzicht auf den Ton strenger Wissenschaft, sich einer flotten und leichtflüssigen Darstellungsweise befleißigt, und so bietet sein Buch, das sich stellenweise schier wie ein Roman liest, Belehrung und Unterhaltung zugleich.

Einer wirklichen Roman aus der württembergischen Geschichte zu Anfang des 18. Jahrhunderts danken wir der Engländerin Marie Gay: „Die Grävenitz, eine deutsche Pompadour“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Auf Grund fleißigen Studiums der einschlägigen Literatur und persönlicher Kenntnis der Schauplätze ist ein im ganzen zutreffendes Bild jener unseligen Herzensbezwingerin Eberhard Ludwigs und ihres gewalttätigen Regiments aufgefunden. Namentlich kann man mit der Charakterentwicklung der Heldin einverstanden sein, deren anfänglich besseren Regungen nicht unzugänglichem Gemüt die Verfasserin allmählich zu Machtgier und Selbstsucht ansarten läßt. Die Hofintrigen sind mit besonderer Vorliebe geschildert. Den sprachlichen Ton jener vergangenen Epoche nachzubilden, verbot sich bei einem in fremder Sprache geschriebenen Buch von selbst; vielleicht hätte da die Uebersetzerin ein wenig nachhelfen können. Ueberhaupt ist von tieferem Eindringen in den Geist des behandelten Zeitalters oder in die Eigenart des schwäbischen Stammes kaum etwas zu vernehmen. Aber die ganz im modernen Stil gehaltene Darstellung

ist leicht und gefällig, und der spannende Unterhaltungsroman im historischen Gewand wird gewiß vielen Begehrten erscheinen, zumal da das Buch schön ausgestattet und mit dem Stoff entsprechenden Bildern reich geschmückt ist.

Auch H. C. Brachvogel, dessen historischen Roman in zwei Bänden vom Jahre 1863 „Schubert und seine Zeitgenossen“ der Burg-Verlag (G. m. b. H. in Stuttgart-Cannstatt) in hübscher Aufmachung und gleichfalls mit Bilderzutatenerneuert hat, ist kein Württemberger. Umso mehr ist der von ihm erkorene Stoff echt schwäbisch. Brachvogel hat sich nicht auf Schuberts Lebenslauf beschränkt, sondern das ganze Karl Eugenische Zeitalter in den Kreis seiner temperamentvollen, wenn auch mit starken Uebertreibungen belasteten Darstellung gezogen. Ja die Schubert gewidmeten Partien sind nicht so unterhaltend, wie die Schilderungen des Fürsten und seines Hoflebens, in dessen tolle Intrigen uns Brachvogel mit größtem Behagen versetzt. Aber der scharfe Blick des Verfassers für das Psychologische läßt ihn nie ganz in die Niederungen bloßer Unterhaltungsektüre herabsinken.

Auf „Hölderlins Schicksalsweg“ (Stuttgart, Verlag von Ad. Bonz & Co.) ist uns Maria Schneider Führerin. Es wird nicht die letzte romanhafte Behandlung des unwiderstehlich anziehenden und doch so heiklen Stoffes sein, so wenig wie es die erste ist. Man begreift, daß jede poetisch gestimmte Natur, die sich zu dem zartesten aller Dichter hingezogen fühlt, das Bedürfnis hat, ihre Auffassung und Ausdeutung seines Wesens zu bezeugen. Maria Schneider hat diesem nun aber wirklich gründlich genug nachgespürt und ist selbst, insbesondere auch nach sprachlichem Vermögen, Dichterin genug, um ein Recht zu solcher Kundgebung zu haben. In tiefer Ergriessenheit gibt sie uns innere Wahrheit, und in der äußeren Form ihrer Romanhandlung legt sie mit Takt und Geschmac der Erfindungsgabe Jügel an, so daß es ohne peinliche Entgleisungen abgeht, was man nicht eben von allen Fantastien und Variationen zum Hölderlin-Thema behaupten kann.

Ueber das 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart erstreckt sich die Anekdotensammlung, die C. Belshner unter der Flagge „Schwäbischer Geist“ (im Eichhorn-Verlag Lothar Kallenberg, Ludwigsburg) segeln läßt. Sie ist durchaus populär gehalten, was schon aus dem Verzicht auf Quellenangaben hervorgeht. Die Grenzen sind weit gesteckt, sogar zweifellose Nichtschwaben, wie Scheffel und G. Keller, eingeschmuggelt. Ein umfangreiches Material ist mit Liebe und Eifer zusammengetragen, und das unterhaltende Buch wird voraussichtlich viele dankbare Leser finden. Von dem Wesen der Anekdote habe ich freilich eine ganz andere Auffassung als Belshner. Für mich bedeutet sie nicht beliebige Geschichten und Schwänke von breiter Anlage, sondern auf die knappste Form gebrachte, fein geschliffene und scharf zugespitzte epische Miniaturkunstwerke, die auf irgend einen Charakter ein blickartiges Licht werfen.

Zuletzt möchte ich noch bei gar lieblichen Früchten pädagogischer Ausbeute kurz verweilen. Der Stuttgarter Studientrat Fritz Rahm hat als ersten Band von „Schriften zum Verständnis der Gestaltungsstärke im Kinde“ ein von ihm „Gedichte meiner Buben“ (Verlag Silberburg, Stuttgart) betitelt Buch herausgegeben, das 168 kurze rhythmische Darstellungen elf- bis zwölfjähriger Knaben enthält. Was der glänzend begabte Lehrer, der über seine pädagogische Methode in einer ausführlichen Einführung sich verbreitet hat, mit solchen „Gestaltungsaufgaben“ aus seinen inwendigen Schülern herausgeholt hat, ist ganz erstaunlich. Man höre, statt jeder Kritik, folgende, beliebig herausgegriffene Probe!

Nixentanz.

Rosenrot, weichenblau sind wir gekleidet,
Goldgeschmeid, Edelstein tragen wir in den Haaren,
Wellentanz, Nixentanz sind wir gewöhnt,
Nixentanz, Harfenklang taum uns behagen,
Mondenschein, Mitternacht ist unser Tag,
Morgenrot, Sonnengold ist unsre Nacht.

Wenn Rahm mit seinem eigenartigen Experiment die Absicht hätte, die Erlernbarkeit der Poesie im höheren Sinn zu erweisen und in seinen Buben Dichter hochzuzüchten, müßte dagegen entschiedener Einspruch erhoben werden. Aber davon ist keine Rede. Er will nur seinen Schülern zeigen, welchen unerschöpflichen Reichtum die deutsche Sprache besitzt, und wie diese Fülle nutzbar gemacht werden kann. Es ist ihm denn auch gelungen, sie zu einer Anschaulichkeit, Lebendigkeit, Unmittelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks zu erziehen, wie sie sonst der Unterricht im Deutschen nicht zu zeitigen pflegt.

Richard Zoosmann / Sterbender Tag.

Noch am Hügel sitz ich, dem Gewimmel
Ziehender Wolken folgt mein Auge kumm.
Kleine Kirche schickt zum Himmel
Abendläutens leis Gemumm.

Wolken sind wie weiche Betten.
Wartend auf ein Liebespaar.
Aber ach, die duffenobernen Stätten
Bieten sich umsonst der Sehnsucht dar.

Und so sitz ich, Haupt in Sand vergrabend,
Lausche lang dem letzten Glockenschlag.
Bösen Auges kommt der Abend
Und erwürgt den blauen Tag.

Doch auf den geliebten Toten
Deckt die Sonne mittermild
Ihren Mantel still, den purpurroten,
Heißigt und verschönt des Sterbens Bild.

Emanuel von Bodman / Fasching. Novelle.

Der weiße Saal des Hauses war zu einem Palais de Danse umgewandelt worden. Schlichte rosarote Rosengirlanden umsäumten die strenggebaute Seitenlogen mit den kleinen weißgedeckten Tischen. Unter einem weiten Baldachin von rosaroten Rosen, an denen die emsigen Hände der Mägde in den vergangenen Nächten tätig gewesen, bewegten sich die Paare. Ein roter Farmer fiel auf, der mit seiner Frau unschuldig und ungebrochen den Tango tanzte. Oben in einer dämmergrünen Laube saßen zwei schlanke Pierrots und blickten lässig hinunter: die beiden Grafen Ruhla. Sie waren in ein Gespräch über die Liebe hineingekommen.

Der jüngere Pierrot blickte unruhig im Saal umher, wie wenn er jemand suche, doch hörte er gespannt zu.

Der ältere Pierrot, der noch recht jugendlich und geschmeidig war, sagte: „Du kannst hier viele Arten beobachten, wenn du genauer hinsiehst; sie gehören zusammen, der Strauß wäre sonst nicht voll. Vor einigen Jahren glaubte ich noch, die Natur sei sinnlos, weil sie Frauen hervorbringt, die nichts anderes tun, als wie die fleischfressenden Pflanzen einen Mann um den anderen anzulocken. Jetzt glaube ich, daß auch solche zur Harmonie beitragen.“

„Ob solche auch darunter sind?“ fragte der jüngere Pierrot.

„Zwei oder drei. Du findest sie überall.“

„Die meisten sind unschuldige Blumen,“ sagte der jüngere Pierrot. „Sie freuen sich daran, zu blühen und zu gefallen. Die Dame in lila scheint mir die schönste zu sein. Was sie für einen zarten und festen Nacken hat!“

„Ja, sie ist schön,“ sagte der ältere Graf. „Man kann sie lange anschauen, ohne zu ermüden. Der fremde Herr neben ihr scheint es nicht zu sehen, sonst würde er nicht gleich seine Hand auf ihren Arm legen.“

„Deshalb, meinst du, sieht er's nicht?“

„Gewiß. Wer immer besitzen möchte, mißversteht die Schönheit. Wir begehren aber die Schönheit nicht um sie zu besitzen, wir begehren sie in einer höheren Wirklichkeit, wir trinken sie mit unseren Augen in uns hinein und werden dadurch selber schöner. Wer die tiefe Sehnsucht nach ihr hat, wird schöner, selbst der Unansehnliche. So ist es auch mit dem Tanz. Der Tanz ist das rhythmische Zeichen des Liebesaustausches von Mann und Weib, nicht die Liebe selbst. Man freut sich, wenn man tanzt, daß man zum Leben und zur Liebe geboren ist. Wer seine Tänzerin während des Tanzes begehrt, mißversteht den Tanz, die Figur der allen gemeinsamen Liebe. Oft ahnen es die Frauen mehr als die Männer, und manche scheuen sich vor einer zu nahen Berührung. Wenn eine ihre Schultern tiefer hinab zeigt, als es die reine Schönheit liebt, ist sie einer solchen immer ausgesetzt, und der Tanz verliert seinen Sinn. Daher sind viele Männer mit ihren Frauen mit Recht so vorsichtig und überwachen ihre Toilette. Man läßt doch, was einem heilig ist, nicht von fremder Begierde bestolen. Hätte ich eine Frau, wie sie zu mir gehört, ich stirbe vor Scham und Schmerz, wenn sie die Hand eines andern auf ihren entblößten Nacken legen ließe.“

„Aber dann mußt du ja fürchtbar leiden, wenn du siehst, wie Mama —“

Der ältere Graf pritschte sich leicht auf seine weiße Pluderhose und sagte, wenn er sich wieder verheiraten könnte, so wüßte er schon, wie er zu wählen hätte. Er blickte mit schmerzverhallenem Ausdruck, gleichzeitig kühl erwägend und traumverloren nach den Logen, wo an einer der vieredigen weißen Säulen im Gespräch ein Mädchen lehnte. „Die Frauen, von denen du vorhin sprichst, sind gewiß wie die Blumen. Sie geben sich, wenn sie lieben, keinem ganz zu eigen, und ihre Männer leben in einer sonderbaren Selbsttäuschung dahin. Diese blumenhaften Frauen erröten fast bei jedem Blick, der sie trifft, und wenn man in ihre Seele sehen könnte, würde man erstaunen über die Fülle von Mannesbildern, die sie in aller Unschuld auf sich einwirken lassen und von denen sie abends vor dem Einschlafen träumen, ohne sich je die geringste Rechenschaft darüber zu geben. Wenn wir ganz jung sind, erzittern wir vor der Linie ihrer Gestalt und träumen unser Tiefstes in sie hinein, bis wir eines Tages erwachen und erkennen, daß wir unsere Seele auf bewegliches Wasser legten. Da wüßte ich mir eine andere.“ Der Graf schwieg, dann fuhr er fast bang und innig fort: „Hast du sie auch bemerkt? Ich wollte vorhin ihr Haar, das einen harten Glanz wie frisches Stroh hat, berühren, da sagte sie mit einem Blick, der hinter Eis zu schlummern schien, ansehend dürst ich es, aber nicht anfassen, auch an der Fastnacht nicht. Wer einen solchen keuschen Blick durchbricht — und nur der keusche Blick eines Mannes wird es vermögen, dem es todernt mit seiner Liebe ist — wird hinter dieser Sprödigkeit

Schätze entdecken, die ihm das Leben bis ins hohe Alter hinein erquickend können.“

„Meinst du die Holsteinerin?“ fragte der junge Pierrot abwesend.

„Ja.“

Die Zigeuner mit ihren scharlachroten Gürteln hatten wieder zum Bogen gegriffen, im langsamen Zweisritt bewegten sich die Paare. Der Herr und die Dame des Hauses, fröhlich über den gegliederten Abend, begannen den Walzer. Eine ruhige Wärme ging von ihrem Zusammenspiel aus.

„Man tanzt hier gut,“ sagte der jüngere Pierrot. Er hatte seine lange kräftige Hand auf der Rampe liegen. Der ältere fragte ihn prüfend, ob er nicht auch Lust habe. „Noch nicht,“ bekam er zur Antwort.

Ihre Blicke begegneten sich auf Mama, die, als ob sie auf dem Rücken schwämme, sich erhebt von ihrem Tänzer tragen ließ, mit ausgestreckten Armen, die nur ein wenig wippten.

Der ältere Graf mußte wegblicken. „Wenn wir ganz jung sind,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „überschreien die Stimmen unserer Sinne den Hilferuf unserer tieferen Liebessehnsucht, die sich schon früh in uns ankündigt. Und eines Tags, meistens wenn es zu spät ist, lernen wir die Besuche irgendwo kennen: in der Trabahn, im Kolleg, im Ballsaal. Dann schlägt man sich vor den Kopf und fragt sich: warum hast du nicht warten können?“

Der junge Graf schien zu kämpfen. Er war aufgestanden und sah bald zu Boden, bald in Vaters Gesicht. In ihrer Nähe hatten sich einige Paare zu einem Glas Sekt niedergelassen. Sie und da fiel ein Wort herüber. Der Saal drunten bewegte sich wie ein großes, farbenbuntes Gartenbeet im Frühling. Alles blickte entzückt hin. Die letzten Masken waren von den Gesichtern verschwunden, und da mehrere Lichter hinter ihren rosaroten Streifenschirmen abgedreht worden waren und ein noch sanfteres Licht als bisher den Raum erfüllte, getraute sich manches Gesicht, die Seele herauszulassen.

Der ältere Pierrot faßte seinen Sohn am Handgelenk und sagte: „Für mich, Fritz, ist es zu spät, auch wenn ich noch jugendlich bin — ich kann doch nicht einfach von euch weggehen — aber dir wünsche ich, daß dir früher als deinem Vater die Einsicht kommt. Zu mir hat man nie gesprochen wie zu dir.“

Der junge Graf nickte, doch hatte er jetzt nur halb zugehört. Sein Blick umfaßte fieberhaft die Gestalt einer Pierrette, die er entdeckt hatte. Im nächsten Augenblick war er unten und wiegte sich mit ihr so herauf, als ob beide nur auf diesen einen Augenblick gewartet hätten. „So bist du doch noch gekommen,“ kifferte er. Das Paar fiel auf: der straffe Leutnant, das biegsame Mädchen.

Der ältere Graf pritschte sich aufs Knie und wartete etwas ungeduldig, bis Fritz nach dem Tanz wieder heraufkam. Er hatte ihm noch manches zu sagen, was sich in der heutigen Nacht hervorwagte. Aber Fritz schien nicht dazu aufgelegt zu sein. Dafür kam die Mama heraufgeflattert. Ihr mattgrünes Kleid schien von den Schultern fallen zu wollen. Sie bat ihren Mann, er möchte sich doch mit an den Tisch setzen, Fritz und seine Tänzerin seien einig und hätten ihr vorhin eine Andeutung gemacht. Sie sei entzückt. Sie sei zum Küssen.

Ueberrascht stand der Graf auf und folgte ihr die schmale Treppe hinab an den Tisch. Die Blumen in der Vase warfen einen rötlichen Schatten auf das weiße Tisch Tuch, was aussah, wie wenn Wein verschüttet wäre. Die Mama mußte ihm Näheres sagen und nickte ihr dabei in den Saal hinüber zu. Der Graf beobachtete die Pierrette mit seinem sicheren, prüfenden Auge und erschrak fast; sie hatte den Kopf zurückgeworfen und sah Fritz mit einem glimmenden Blick und halbgeöffneten Lippen beim Tanzen an. Er mußte an die Frau neben ihm denken und an die Ballnacht, in der er sie kennen gelernt. Er legte die Pritsche vor sich hin und fühlte, daß der Widerstand seines Willens schwer, vielleicht unsinnig sein werde, wenn vorhin sein lebensreiches Wort in der jugendlichen Herzenswildnis seines Sohnes noch keine Wurzel schlagen konnte. Er kannte das Blut der Ruhla selber allzugut.

Während sich die Mama noch rasch zum Ende des Tanzes holen ließ, kreuzte der einsame Pierrot die Beine und dachte zurück. Fast gleich sah der Mama ein wenig, die aschblonde Pierrette mit dem verklärtesten Blick, der seinen Fritz gefangen nehmen wollte. „Pauvre petit!“ sagte er, sonderbar vor sich hinstachelnd, zündete sich eine Havanna an, die ein weißgekleideter Mohrenknabe anbot und sann den Rauchwolken nach, die sich zu dem rosaroten Baldachin da oben hinaufströmten.

Heinz Zweifel-Brown / Mit zwei roten Rosen.

In deinem dunklen Aue
Träumt eine strahlende Nacht.
Sie hat mit leisen Händen
Die Herzen ausgemacht.

Ich sah dein Haar erlänzen
Und deinen Herzschlag klingen,
Da sind aus Nacht und Wehen
Die Rosen aufgestiegen.

Geliebte! Samtne Lieder
Sind tief im Kellch erwacht:
In deinem dunklen Aue
Träumt eine strahlende Nacht.